Im Zeitenwechsel.

Roman von Josephine Gräfin Schwerin.

(8. Fortsetzung.)

„War Graf Lothar gestern nicht b. Ihnen?" fragte der Doktor.

Sie schüttelte den Kopf.

„Nein."

Der Doktor schwieg.

„Fräulein Cecile!" begann er nach einer Weile, wollen Sie mir versprechen, heute stark und ruhig zu sein, nicht zu weinen? Sie wissen, wie es Ihren Augen schadet."

„Ich will es versuchen," antwortete sie leise. „O mein Gott, ich kann es nicht fassen, daß ich jetzt so allein bin, ohne des Vaters Liebe und Stütze, warum mußte er so früh sterben!"

Der Doktor versuchte, sie mit liebevollen Worten zu beruhigen, während ihm selbst das Herz recht schwer war. Er fing an zu zweifeln, daß der Graf durch seine Bestimmungen für Cecile's Zukunft gut gesorgt habe.

Unterdeß stand Lothar unten in dem Saale und empfing die Gäste, die in rascher Aufeinanderfolge zu der Trauerfeier erlichteit eintrafen. Er hatte die ganze Nacht durchwacht und in diesen Stunden war unter schweren Kämpfen ein Entschluß in ihm gereift. Gleich, noch heute mußte Alles zu Ende geführt werden, er konnte —wollte Hertha vorher nicht wiedersehen, was geschehen mußte, sollte wenigstens gleich sein. Er war sehr ernst und bleich, aber Niemand hätte ahnen können, daß er eben mit seinem Glück abgerechnet hatte.

Um 11 Uhr sollte die Feier beginnen; die Anwesenden hatten sich um den Sarg geschaart und Lothar sah unruhig und nicht ohne geheimen Aerger nach der Thür, durch welche Cecile eintreten mußte. Warum sie nicht rechtzeitig kam! Er hatte ein ungefähres Gefühl als ob es wohl seine Sache gewesen wäre, sie zu holen und in den Kreis der Herren hineinzuführen; dennoch that er es nicht, was aber nicht verhinderte, daß es ihn mit Groll erfüllte, als sie jetzt endlich an der Seite des Doktors eintrat. Sie zitterte so, ihre Angegriffenheit war so augenfällig, daß Herr von Durlach, der nächste Nachbar des Grafen, der sie seit ihrer Kindheit kannte, ihr mit einen Sessel hinschob. Während der ziemlich langen Rede des Pfarrers konnte der Doktor nicht umhin, zu beobachten, daß Lothar's Augen wiederholt zu Cecile zurückkehrten, mit einem prüfenden, aber keineswegs wohlgefälligen Blick, und sein altes Herz, das mit zärtlicher Liebe an dem Mädchen hing, ärgerte sich, daß sie eben heute so wenig von dem Liebreiz hatte, der ihr sonst eignete. Das bleiche, schmerzlich verzogene Gesicht, die bethränten Wangen, die blaue Brille, durch welche sie auch heute ihre Augen vor dem grellen Licht des großen, hellen Zimmers schützen mußte, Alles wirkte zusammen, um sie zu entstellen.

Sie durfte den Leichenzug nicht bis zur Gruft geleiten, und sah ihm vom Fenster aus mit tief traurigen Blicken nach. Als er die breite Allee verlassen hatte und ihren Augen entschwunden war, kehrte sie wieder in ihr Zimmer zurück. Sie wollte Niemand von den Fremden mehr begegnen, die vielleicht noch in das Haus zurückkehren mochten. Sie hörte dann auch das Geräusch von Schritten und Stimmen, und dann allmählich fuhr ein Wagen nach dem andern fort und es wurde still, ganz still.

Ein leises Klopfen weckte sie aus ihrem traurigen Sinnen. Es war Ludwig, der mit der Meldung kam: der Herr Graf wünsche das gnädige Fräulein zu sprechen, und lasse fragen, ob sie ihn empfangen möchte. Cecile empfand einen freudigen Schreck.

„Gewiß, gern," antwortete sie rasch. Endlich also wollte er kommen; er würde ihr nun ein freundlich tröstendes Wort sagen, ihr sagen, daß er sie nicht verlassen werde — sie fühlte plötzlich ihr Herz stärker schlagen, denn ihr fielen die letzten Worte des Verstorbenen ein — ob er jetzt schon? — sie konnte den Gedanken nicht zu Ende führen, denn ein rascher Schritt näherte sich ihrer Thür, ein energisches Klopfen und Lothar trat ein. Sie erhob sich und kam ihm einen Schritt entgegen.

Er blieb an der Thür stehen; das völlig verdunkelte Zimmer machte auf ihn einen unangenehmen, beklemmenden Eindruck, er konnte für den Augenblick Cecile nicht einmal sehen.

Sie hatte sich erhoben und war ihm einige Schritte entgegengekommen. „Hier bin ich," sagte sie leise. „Sie werden sich allmählich an die Dunkelheit gewöhnen, die der Doktor noch immer für meine Augen verlangt."

„Wir haben Beide schwere Tage durchlebt—Cousine"; das Wort kam etwas zögernd über seine Lippen, es schien dieser Name ihm am leichtesten über die Schwierigkeit der Anrede hinwegzuhelfen. „Bitte, setzen Sie sich, Sie sind, wie es scheint, sehr angegriffen."

Sie bemerkte nicht die leise Ungeduld, die in seinem Ton lag, sondern ließ sich ruhig nieder, und er nahm ihr gegenüber Platz.

„Glauben Sie, daß ich es vollkommen weise, daß Sie viel, sehr viel verloren haben, thatsächlich mehr als ich," fuhr er fort. „Ich war seit meiner frühesten Jugend von meinem Vater getrennt, habe ihn seit acht Jahren nicht gesehen und Sie —hat er wie seine Tochter betrachtet und sehr geliebt."

„Ja wohl, sehr," entgegnete Cecile leise.

„Ich hätte Ihnen schon früher meine Theilnahme und meinen" — er stockte einen Augenblick—„meinen Willen, Ihnen so viel als möglich Ihren Verlust zu ersetzen, ausgesprochen, doch—ich selbst war so ermüdet und aufgeregt, von den auf mich eindringenden Geschäften in Anspruch genommen, daß—Sie mir verzeihen müssen."

Sie senkte den Kopf und schwieg. Es trat eine Pause ein, die bald anfing, Beiden drückend zu werden. Lothar athmete tief auf — es mußte ja sein.

„Ihnen ist der Wunsch meines Vaters in Bezug auf uns Beide bekannt," sagte er mit Anstrengung; seine Stimme klang ihm selbst fremd.

Ohne ihn anzusehen, ohne auch nur den Kopf zu erheben, hauchte sie:

„Ja."

Er preßte die Lippen zusammen. Noch ein tiefer Athemzug, dann begann er von Neuem: „So ungeeignet es im Hause des Todes, fast noch in der Stunde der Beerdigung erscheinen mag, so glaube ich doch am besten im Sinne des uns Beiden so nahestehenden Verstorbenen zu handeln, wenn ich Sie heute—jetzt schon frage, ob Sie geneigt sind, seinen Wunsch zu erfüllen und — mir Ihre Hand zu reichen?"

Sie öffnete die Lippen und wie ein Hauch ging es darüber hin: „Ja."

Er fuhr mit der Hand über die Stirn. „Ich halte es für meine Pflicht, Ihnen — so seltsam das sein mag — doch zu sagen," fuhr er immer mit derselben, ihm selbst so fremd klingenden Stimme, fort, „daß ich Ihnen mit meiner Hand nur meinen Namen, die alte, Ihnen theure Heimath in Sentenberg bieten kann, doch nicht, wie sonst ein Mann in solchem Augenblick, auch meine Liebe."

Jetzt hob sie den Kopf und etwas wie ein leises, schmerzliches Lächeln zuckte um ihre Lippen. „Wie sollten Sie?" sagte sie ruhig. „Halten Sie mich für so eitel, daß ich es glauben könnte, da Sie mich doch garnicht kennen? Ich will Ihnen dankbar sein, Sie—" sie stockte und fuhr dann fort: „versuchen, Ihnen durch mein ganzes Leben zu lohnen, daß Sie mich nicht einsam und heimathlos lassen. Wollen Sie gut zu mir sein?"

Sie reichte ihm die Hand, er legte die seine widerstrebend hinein und ehe er es hindern konnte, hatte sie ihre Lippen darauf gedrückt.

Er zog seine Hand rasch fort. „Was thun Sie?" rief er beinahe zornig. Er fühlte sich dieser Art gegenüber verwirrt und doch machtlos. War das ein kindlich unschuldiger Sinn, wie er sich gab, oder war es schlaue Berechnung, was er nur zu geneigt war anzunehmen. Wollte sie um jeden Preis Gräfin Hagen und Besitzerin von Sentenberg werden und spielte deshalb die kluge Rolle der Unschuldigen, die das Seltsame, Beleidigende in der Art seiner Werbung nicht begreift? Gleichviel—er war gefangen, sie war seine Braut.

„Da Sie unter den gegenwärtigen Verhältnissen schwerlich allein in Sentenberg bleiben könnten," begann er — noch um einen Ton kälter —, „wird, denke ich, meines Vaters und auch wohl Ihren eigenen Wünschen am besten Rechnung getragen, wenn unsere Trauung schon am nächsten Sonntag stattfindet. Ich glaube, daß dies kaum noch die Seltsamkeit der Situation erhöhen kann."

„Alles, wie Sie wollen," antwortete sie beklommen, „doch—" die Kälte seines Tones, die schroffe Zurückhaltung seines Wesens legte sich eisig auf ihr Herz, eine Frage drängte sich auf ihre Lippen, sie fand nur nicht das rechte Wort, und wie sie ihn ansah und der kühlen, festen Abgeschlossenheit in seinen Zügen und seiner Haltung begegnete, verstummte sie vollends.

„Sie hatten einen Einwand?" fragte er.

„Nicht, wenn es Ihnen so recht ist," sagte sie. „Ich möchte nur, daß Sie zufrieden wären."

„Ich habe keinen andern Wunsch, als die letzten Bestimmungen meines Vaters zu erfüllen," erwiderte er. „Die nothwendigen Papiere werden ja vorhanden sein, und der alte Pfarrer hier, der sich seit einem Menschenalter als der Untergebene unserer Familie betrachtet hat, wird sicher keine Schwierigkeit machen, meinem Wunsche zu genügen."

Er erhob sich.

„Sie verzeihen, wenn ich Sie bitte, mich zu beurlauben, eine Fülle der Geschäfte drängt auf mich ein, ich habe mich in allen, mir völlig fremden Verhältnissen zu orientiren."

Sie hätte ihn so gerne gebeten zu bleiben, ihr Herz war so schwer, aber das Wort kam nicht über ihre Lippen, so sagte sie nur noch einmal schüchtern wie ein Kind: „Seien Sie gütig, wie es der Vater mir versprochen hat."

Der Vater! wie es ihn erbitterte, dies Wort aus ihrem Munde zu hören, und von diesen Versprechungen, die er für ihn, über sein Herz und Glück hinweg, gemacht hatte. Dennoch — war es ein Gefühl des Mitleids, das sich in ihm mit dem armen Kinde regte, war es die unwillkürliche, ritterliche Galanterie, die ihn zwang, genug, er zog ihre Hand an seine Lippen.

Die Thür hatte sich längst hinter ihm geschlossen, als sie noch auf derselben Stelle stand und ihm nachsah; Alles das war wie ein Traum: sie war Braut, seine Braut, und noch zwei Tage, dann war sie seine Gattin. Aber er war nicht mehr der strahlende, schöne Jüngling, dem sie durch acht Jahre einen Altar in ihrem Herzen erbaut hatte, er war sehr ernst und verschlossen geworden, so sehr, daß sie beinahe Angst vor ihm hatte. Aber sie würde es lernen ihn zu verstehen und sich sein Herz zu erschließen, er glich ja so sehr seinem Vater in jedem Zuge, in Haltung und Bewegung, und sie wußte noch genau, wie dieser, als er sie von Hamburg geholt hatte, kühl und unnahbar gewesen war. Auf der ganzen Reise hatte er zwar gesorgt, daß sie es warm und bequem habe, aber er hatte kaum ein Wort mit ihr gesprochen, dann, erst in Sentenberg war er allmählich freundlicher geworden, so gut, so unaussprechlich gut und dann hatte er sie lieb gewonnen, sehr lieb, das wußte sie.

Der Prediger kam zu ihr, seine alte Frau, der Verwalter, den sie schon in Sentenberg gefunden hatte. Alle sprachen von ihrem Glück, und wenn es auch eine seltsame Gestalt hatte, so glaubte sie doch selbst an dies Glück. Nur der Doktor war ernst und schweigsam, und die Worte, mit denen er ihre Klage, daß Graf Lothar so beschäftigt sei und keinen Augenblick für sie übrig habe, beantwortete, klangen sehr gezwungen.

Auch an diesem und dem folgenden Tage speiste Lothar auf seinem Zimmer; er ließ sich durch den Diener nach ihrem Befinden erkundigen und sich mit der Masse der Geschäfte entschuldigen; so hatte sie ihn seit der sonderbaren Verlobung nicht gesehen. Sie fühlte sich geistig und körperlich elend; am nächsten Tage sollte ihre Hochzeit sein, so hatte Lothar ja gesagt — und sie war allein, Niemand bei ihr, dem sie ihr von den entgegengesetzten Gefühlen bewegtes Herz hatte öffnen können. Der Schmerz um den Verlust, der noch so neu war, daß sie ihn kaum gefaßt und begreifen gelernt hatte, daneben das für ihr noch ganz kindliches und an völlige Abhängigkeit gewöhntes Gemüth unsagbar beruhigende, sichere Gefühl, daß sie eine Heimath in Sentenberg behielt und in Lothar's Schutz trat, zugleich aber auch ein Bangen und Zagen vor dem Neuen und Fremden; der Lothar, dessen Bild sie in der Seele getragen, dem sie vertrauend ihr ganzes Leben hätte hingeben mögen, den hatte sie jetzt nicht gefunden, vor diesem, der so kühl und vornehm vor ihr gestanden und ihre Eheschließung wie eine geschäftsmäßige Sache mit ihr verhandelt hatte, vor dem hatte sie eine, ihrer kindlich offenen Natur sonst völlig fremde Scheu. Da, während sie so einsam und traurig auf ihrem Zimmer saß, klang plötzlich Musik zu ihr herauf. Sie sprang auf und eilte in das Nebenzimmer, das unmittelbar über dem Saal lag, in welchem der Flügel stand, und lauschte mit verhaltenem Athem. Es waren mächtige, stürmische, wilde, und dann wieder tief traurige, wunderbar zum Herzen dringende Melodien, das mußte Lothar sein. Sie liebte Musik von ganzer Seele und — er konnte ja nichts dagegen haben, daß sie zuhörte, es war ihr selbst nicht bewußt, aber instinktiv fühlte sie sich ihm, der so beseelt spielte, näher, vertrauender.

Sie warf schnell ein Tuch über und ging die Treppe hinunter, in den Saal. Auf dem weichen Teppich war ihr Schritt nicht zu hören. Lothar saß mit dem Rücken nach der in das Nebenzimmer führenden Thür, so daß er ihren Eintritt nicht bemerkte. Die Lampe stand in einiger Entfernung von ihm, er selbst saß im Dämmerlicht und spielte ohne Noten. Cecile setzte sich in eine dunkle Ecke; ihre ganze Seele fühlte sich wundersam berührt von der Macht der Töne, die über sie hinbrausten, und Alles, was sie in diesen Tagen an Wehe und Bangen erlebte hatte, löste sich auf in heiße Thränen.

Wie lange sie so gesessen hatte, wußte sie selbst nicht, als er mit einem mächtigen Akkord schloß. Auch auf ihn hatte die Musik wie immer, so auch dies Mal, befreiend gewirkt, er fühlte sein schwer bedrücktes Gemüth erleichtert und erhob sich mit einem tiefen Athemzuge. In demselben Augenblick tauchte Cecile aus dem Dunkel auf und trat ihm einen Schritt entgegen.

„Sie hier?" fragte er, sichtlich nicht angenehm überrascht. Ihn dünkte es, als hätte er sein tiefstes Wesen preisgegeben.

„Verzeihen Sie", sagte sie, „Sie bemerkten meinen Eintritt nicht und ich mochte Sie nicht stören. Ich hörte Sie spielen und die Musik lockte mich, sie thut so wohl, wenn man traurig ist, und ich war so allein."

Obgleich ihm die Thränen, die er auf ihren Wangen sah und in ihrer Stimme hörte, von Neuem den Eindruck einer, ihm unsympatischen Sentimentalität machten, empfand er doch ein gewisses Mitleid mit dem kleinen, zarten Wesen, das ihm in diesem Augenblick völlig wie ein Kind erschien.

„Sind Sie selbst musikalisch?" fragte er freundlicher.

„Ein wenig; ich singe gern und der Vater meinte, meine Stimme sei gut," antwortete sie.

„Haben Sie Unterricht im Gesange?" fragte er weiter, um doch eben etwas zu sagen.

„Ja wohl, eine Lehrerin aus der Stadt kam wöchentlich zwei Mal zu mir; der Vater wünschte es und ich selbst hatte Freude daran."

„So müssen Sie das fortsetzen."

„Wenn Sie es erlauben—gern." Dann fügte sie schnell hinzu: „Darf ich Sie um etwas bitten?"

„Gewiß."

„Spielen Sie noch das schöne Nocturne in C-mo l von Chopin. Ich liebe es so sehr und Sie spielten es damals, vor acht Jahren, sehr schön."

Er fuhr mit der Hand über die Stirn. Gerade dies Nocturne liebte auch die Baronin besonders, er hatte es oft in ihrem Salon gespielt, noch an dem letzten Abend bei ihr, und da war Hertha an das Klavier getreten und er hatte in ihre blauen Augen gesehen und in die Töne alle die glühenden Worte gelegt, die seine Lippen noch nicht ausgesprochen hatten.

„Ich bitte um Entschuldigung," sagte er plötzlich wieder ganz eisig, „ich bin außer Stande heute noch zu spielen."

(Fortsetzung folgt.)

—Alte Bekannte. Gast: Kellner, Ihr Beefsteak ist verwünscht zähe, ich glaube, das ist von einem alten Bekannten von mir.—Kellner: Der Herr ist wohl Gutsbesitzer?—Gast: Das nicht, aber Hufschmied.

Das große, heilige Kasi.

Eine Reiseplauderei aus Ostindien.
Von Philipp Berges.

In Sikrol, einer ausgedehnten Stadt voll breiter Alleen, in der jedes Haus in einem waldartigen Park steht, wo Ruhe und Beschaulichkeit in den Lüften webt, ahnt man noch nicht einmal die Nähe des großen wühlenden Kasi. Noch voll von den Wundern des südindischen Heiligtums Madura zog ich eines Morgens in der unvermeidlichen Karosse und mit der ebenso unvermeidlichen grünbeturbanten Dienerschaft vorn und hinten, den unterwürfigen Führer an der Seite, in Benares ein.

Den Uebergang in die Eingeborenenstadt bildeten langgestreckte, staubige Straßen voll verfallener Hütten, die Vorderseite offen, so daß man das Volk in seinen Handwerken oder in seinen häuslichen Verrichtungen beobachten konnte. Auf den ungepflasterten Straßen zwischen frei umherlaufendem Vieh nackte Kinder und verwahrlost aussehende halbnackte Männer. Immer dichter wird das Straßengewirr und enger, die Volksmassen wachsen, aber die Anzeichen des Verfalls mindern sich nicht. Alle Ordnung, wie wir sie in Europa schon mit der Muttermilch einsaugen, scheint aufgehoben. Alle hundert Meter weit stößt man auf einen Tempel, aber er verrat sich nur durch eigenartige Giebelung, durch vergoldete Dächer oder Turmspitzen, rund herum lehnen sich Häuschen und Hütten an ihn, und es umgibt ihn ein Labyrinth von engsten Gäßchen und Gängen.

Den Führer vorn, ein Diener hinten, um Bettler und neugierige Müßiggänger abzuwehren, schreitet man durch diese Wunderwelt und wünscht sich noch mehr Augen, um alle Einzelheiten aufnehmen zu können. Alle Läden sind offen, süße Eßwaren und Früchte werden feilgehalten, tausend Andenken an die Pilgerfahrt nach Benares, durch die Weihe der Priester und Brahmanen geheiligt.

In dem Volk, das sich durch die Straßen schiebt, sind alle Kasten vertreten, vom Paria, der sich vor dem Höherstehenden duckt und vom Betteln lebt, bis zu dem reichen alten Pilger, der von zahlreicher Dienerschaft begleitet die Tempel aufsucht. In den Ländern des Glaubenverfalls begreift man es kaum mehr, daß, wie Kipling erzählt, viele hochgestellte und gelehrte Hindus, darunter Millionäre an Gütern, allen irdischen Ballast von sich tun, ihre Paläste, ihre Reichtümer, ihre Familien verlassen und unerkannt im Alter nach den heiligen Stätten ziehen, um im Angesicht des Ganges ihr Leben zu beschließen. Dem Europäer, der sich nur eine Stunde in der Hitze und im Staube der heiligen Stadt umhergetrieben, scheint ein solches Lebensende ein schier entsetzliches Schicksal.

Das bunte, traumhafte Gewirr wird noch verstärkt durch die Menge von Tieren, die sich unbehelligt unter die Menschen mischen: zumeist heilige Kühe, die vor den Gemüseauslagen seelenruhig ihr Futter auswählen, Scharen von Pariahunden, Gangesmeerschweinchen, Pfauen und den Lasttieren, Pferden, Kamelen u. Elefanten. Dann und wann sucht sich eine dichtbehangene Ekka, einer jener zweiräderigen Karren, die unseren Droschken entsprechen, ihren Weg durch das Gewühl. Und überall ein ewiges Schlagen von Gongs und Läuten von Glocken, das aus tausend Tempeln dringt.

* * *

Aus tausend Tempeln! Klingt es nicht wie eine übertriebene Redefigur? Aber Benares zählt in der Tat nicht weniger als 1454 Hindutempel, 272 Moscheen, mehrere Dschaintempel, einen Buddhistentempel, zusammen über 1800 Gotteshäuser. Fast alle diese Tempel schließen sich gegen den Europäer ab, das Betreten dieser Stätten ist angesichts des Fanatismus der niederen Bevölkerung mit Lebensgefahr verbunden. Einzig den sogenannten Affentempel und noch den Tempel der heiligen Kuh darf man besuchen; auf den hochheiligen goldenen Tempel darf man höchstens durch ein Loch in der Mauer einen Blick werfen.

Als wir am Affentempel vorfahren, eilen sofort nicht weniger als drei Polizisten herbei und stellen sich, militärisch grüßend, dem Sahib zur Verfügung. Eigentlich ist es der Tempel der Durga, einer finsteren Personifikation der Gemahlin Sivas und nur volkstümlich Affentempel genannt, weil man in seinen Mauern ganze Scharen der heiligen Hanuman-Affen (Semnopithecus entellus) zu halten pflegt. Jetzt sind es einige Hunderte, früher zählten sie nach Tausenden. Auf Wunsch der Regierung wurde diese Affenplage vermindert, und zwar in der Weise, daß man ein paar Tausend in die Wälder brachte, da es dem Hindu nicht erlaubt ist, ein Tier zu töten.

Oben auf einer Mauer stehend, von wo der Blick frei in die Tiefe des ziemlich verwahrlosten Gebäudes fällt, beobachteten wir den ganzen Affenkram. Dickbäuchige Paschas saßen auf den Gesimsen, junge Mütter mit ihren Babies im Arm sonnten sich, Affenjünglinge und Jungfrauen jagten einander über Mauern und Baumzweige. Inmitten dieses Getriebes lag unten auf den Steinfließen des Tempels faul und gemütlich der Herr Oberpriester. Als er meiner hoch oben auf der Mauer ansichtig wurde, lächelte er empor, schwenkte die Hand hin und her und rief mit krächzender Stimme einige mir unverständliche Worte. Sofort stürzte aus einem Seitengange ein anderes halb nacktes Individuum, erkletterte meinen Standort und überbrachte mir eine Blume sowie ein Körbchen voll Mais, die Affen damit zu füttern. Die Biester kümmerten sich aber nicht im geringsten um das Futter. Der Abgesandte des Oberpriesters wich aber nicht eher, ehe er ein Geschenk entgegengenommen hatte. Nachdem es in die Hand des Oberbonzen geglitten war, blinzelte dieser mit einer letzten verzweifelten Kraftanstrengung zu mir empor, wälzte sich auf die Seite und schlief weiter.

Ganz anders im Tempel der Kuh, in dem selbst unser Führer von heiligen Schauern ergriffen ward und sich vor dem Idol einer großen liegenden steinernen Kuh tief verneigte. Diese Kuh, die in einem Säulenhof liegt, muß große Anziehungskraft besitzen, denn sie ist ganz umgeben von Büßern und Betern, die ihr Blumengewinde über die Hörner hängen und sie mit gefalteten Händen anbeten. Hier nahm uns schon wieder der Vertreter eines Brahmanen in die Arme, überreichte den obligaten Blumenkranz, führte uns geheimnisvoll treppauf und -ab, über Mauern und Dächer, bis wir schließlich an einem Fenster standen, durch den der Blick auf die Dächer des berühmten goldenen Tempels fiel. Alle Kuppeln sind mit Gold gedeckt, die in der Sonne glänzen. Dieses Haus, dem Siwa als Herrn des Universums geweiht und die wichtigste Stätte des Lingamkults, gilt als der heiligste Hindutempel in ganz Indien.

Von den weiteren etwa 1800 Tempeln sah ich nur noch einige von außen, darunter den unmittelbar über dem Flußufer thronenden Nepalese-Tempel, dessen Friese mit so obscönen Schnitzereien „geschmückt" sind, daß man ihren Inhalt auch nicht einmal andeuten kann. Alle anderen Tempel blieben tabu.

* * *

Morgenfrühe am Ganges. Noch zögert die Sonne unter dem Horizont, aber schon ist sie ganz nahe, wenngleich der heilige Strom noch von grauen, zarten Schleiern bedeckt ist. Eine Barke kommt auf den Pfiff des Führers herangeschwommen, sie ist mit einem erhöhten Sitz versehen und hat schon des Sahibs geharrt; in der frischen Morgenluft erschauernd steigt man ein, und langsam schwimmt das Schifflein durch die Dämmerung den Strom abwärts.

In den engen Gassen, die den Ganges säumen, war es schon lebhaft. Einander drängend zogen schon hunderte, ja tausende zum Strom, um die heiligen Waschungen und Bäder vorzunehmen, Männer und Frauen, Hohe und Niedere, in den Händen reiche Blumengewinde zum Opfer für den Strom und die Götter. Auf langer stark geneigter, glitschriger Treppe geht es zuletzt abwärts zum Ufer, aber seine Bauten sind noch im Dämmer versteckt, nur Glockentöne und Gongschläge vibrieren durch die Luft und verraten die Tausende heiliger Orte, vor denen die Pilger Büßer, Yhogis, Brahmanen und andere fromme Menschen sich sammeln.

Plötzlich zerreißt der Dunstschleier, die Sonne geht auf und wirft ihren hellen Goldschimmer über den Ganges und die heilige Stadt. Von stetigen Händen gerudert, schwimmt meine Barke nahe dem Ufer, und ein Anblick, so märchenhaft, wie die Welt keinen zweiten aufzuweisen hat, wird mir zuteil.

Vom Wasser aus führt eine unabsehbare Treppenflucht, vielfach durch seltsame Bauten unterbrochen, zur hochgelegenen Stadt empor, und oben steht Palast an Palast, Tempel an Tempel, in einer so bunten, unbeschreiblichen Unordnung, daß nach dem Gesetz der Berührung der Extreme, in diesem Wirrwarr eine höhere Ordnung schon wieder zu erkennen ist. Das Gewimmel der Kioske, Schreine, Pavillons, Kapellen, Terrassen, Türmchen, Spitzen und Zacken in allen Farben, eint sich zu einem malerischen Durcheinander von riesigen Dimensionen. Dazwischen ungeheure Bauten zur Wohnung für arme Pilger, von frommen Hindumillionären errichtet, gewaltige Tempelmauern mit goldgleißenden Dächern, halbversunkene Paläste, an deren Aufbau oder Niederlegung kein Mensch denkt, und zwischen all den Hindubeiligtümern die ragenden Minarets der Aurangzeb-Moschee, denn in Benares sind seit Jahrhunderten alle Religionen des Orients vertreten.

Aber der wunderbare Anblick der ewigen Stadt Indiens mit ihrem blauen Himmelsbaldachin, unter dem Adler ihre majestätischen Kreise ziehen, während die heiße Sonne höher und höher steigt, verschwindet bald vor der märchenhaften, seltsamen, wirbelnden Lebensfülle, die sich aus der Stadt über alle die vielstufigen Ghats zum Flußufer ergießt. Hoch oben, über den hundertstufigen Granittreppen, steht es wie eine dicke Mauer von Menschen, aber überall lösen sich, als die Sonne eben über dem Horizont erschienen ist, kleine Scharen weiß behangener Gestalten los, die langsam, unter Gesang und Glockengetön, ins Wasser schreiten. Die letzten Steinstufen münden noch in Flößen und Holztreppchen, die weit ins Wasser vorgeschoben sind. Die, die jetzt ins heilige Wasser des Ganges hinabtauchen, sind die Brahminen und Angehörigen der höchsten Kasten, noch darf kein Mensch niederer Herkunft den Göttern nahen, denn zuerst stehen sie in Verkehr mit den „Göttern auf Erden", den Brahminen. Eine Viertelstunde später hat sich das Bild gründlich verändert. Nun strömt es förmlich über die Ghats ins Wasser, und das ganze Stromufer ist belebt durch Tausende und Abertausende von Betern.

Ganz dicht schwimmt jetzt die Barke am Ufer. Alle Treppen, Stege, Flöße, das Wasser selbst ist voll von badenden, sich waschenden, die heiligen Bräuche vollziehenden Hindu. Männer und Frauen durcheinander, die älteren Damen ungeniert mit entblößtem Körper, die jüngeren in bunte Tücher gewickelt.

Auf den Stegen sitzen, Stirn und Wangen mit heiliger Asche beschmiert, viele Hunderte reglos, den Blick auf den Strom gerichtet, in tiefer Beschaulichkeit. Weit hergekommen sind sie vermutlich, die Pilgerfahrt hat Monate in Anspruch genommen, aber endlich ward das Tor der Seligkeit, der ewige Ganges, erreicht, und nun sitzen sie hier in Verzückung, ganz in den Anblick des Stromes versunken, dessen Anblick allein schon die irdischen Begierden und Sünden auslöscht. Andere stehen im Wasser und trinken aus hohler Hand die Gangesflut, die am Ufer schon trüb ist von den Millionen Blumen, die hinabgesenkt worden sind. Ein steinalter Mann, dünn wie ein Gerippe, steht, so lange ich ihn von meiner Barke aus beobachten kann, mit erhobenen Händen, bewegungslos, auf der Stirn drei rote Querstriche, und fleht zu Wischnu, dessen Zeichen er trägt. Andere wieder schöpfen vermittels einer kleinen Schale unablässig Wasser und gießen es unter Gebeten in den Strom zurück. Frauen hüpfen im Wasser auf und ab. Die Blumen, meistens gelber Jasmin, werden nicht immer haufenweise in den Fluß geworfen, man sieht Beter, die jede Blume einzeln fallen lassen und mit einem Segenswunsch begleiten. Ein junges Mädchen wirft drei Kokosnüsse in den Strom und streckt die Hände gen Himmel zum Gebet. Manche Büßer halten sich die Nase zu, indem sie ihre Gebete murmeln. Und von oben drängen immer neue Scharen von Pilgern nach, das ganze Stromufer gleicht eine Stunde nach Sonnenaufgang einem kribbelnden und wimmelnden Ameisenhaufen.

Langsam geht es an all den heiligen Ghats und ihren Tempeln vorüber, vorbei an den kleinen Werften, wo die Hindu ihre Toten verbrennen, um die Asche nachher in den Ganges zu streuen, vorbei an Stellen, wo das Gangeswasser als ganz besonders heilig und kräftig gilt und die deshalb viel besuchter sind als die übrigen, bis die Barke, jetzt im brennenden Sonnenschein des Vormittags, am Dasawamedh Ghat anlegt und der Sahib, umschwärmt von Volk und Bettlern, das unvergleichliche Leben am heiligen Strom hinter sich läßt.

—Die gute Seele! Frl. Madison (zu ihrer Tante, Frau Hayseed aus Hayseed Corners): „Wie gefällt dir das Kostüm, Tantchen? Ist in Paris gemacht—bei Worths."

Tante Hayseed: „Well, Arabella, wie ein anständiges Mädchen, was so 'n reichen Vater hat wie du, so geizig sein und sich seine Kleider in Europ machen lassen kann, wo se die billige „Pauper"-Arbeit haben, das kann ich partout nit versteh'n."

—Ein Schlaumeier. Kunde (im Barbierladen): „Sie sagen, Ihr Haar-Balsam macht gänzlich neues und üppiges Haar — Sie selbst aber tragen eine Perrücke."

Barbier Schnoddrig: „Na, is det etwa keen Haar nich?"

—Unsere Rechte und die Pflichten anderer kennen wir stets genau.

Aus dem Staate.

Beatrice Anstalt hat 230 kranke Insassen.

Beatrice, Nebr., 30. Okt. — In der Staatsanstalt für Schwachsinnige sind 230 der Insassen von der Influenza befallen. Acht der Angestellten sind ebenfalls daran krank. Dr. Burford, der sich in einem sehr kritischen Zustand befand, ist auf dem Wege der Besserung. In hundert Krankenfällen ist bereits eine Besserung eingetreten.

Großes Schadenfeuer.

West Point, Nebr., 30. Okt.—Am Sonntag um Mitternacht brach Feuer in der Garage der Flees Motor Company in West Point aus und legte das ganze Gebäude in Asche. Trotz der ungünstigen Witterung und des mangelnden Wassers gelang es der Feuerwehr, die angrenzenden Gebäude zu retten. Eine Anzahl von Automobilen und Maschinen nebst andern Vorräten fiel dem Feuer zum Opfer. Der Verlust wird auf $8,000 berechnet.

Ein Pionier gestorben.

Fremont, Nebr., 30. Okt.—Otto Pohl, ein bekannter Apotheker der Stadt, der am Samstag an der Influenza starb, wurde gestern mit großen Ehren zur letzten Ruhe bestattet. Pastor W. H. Busse, der frühere Prediger der Ersten Congregational Kirche, leitete die Trauerfeier. Sämtliche Apotheken der Stadt waren während der Beerdigung geschlossen. Das Rituell der Freimaurer wurde während der Begräbnisfeier gebraucht.

Regen und Hagel richten Schaden an

Geneva, Nebr., 30. Okt.—Am Freitag setzte Regen ein, der bis Samstag währte und alsdann in Schnee und Hagel sich verwandelte und erst am Sonntag nachließ. Es war der schlimmste Sturm, der diese Gegend seit Jahren betroffen hat. Telegraphen Drähte und Bäume wurden niedergerissen, sodaß jeder Verkehr stockte. Der Regenfall betrug 2¼ Zoll für die Woche. Im Ganzen fielen vier Zoll Regen während des Monats.

Klassifizierte Anzeigen!

Kost und Logis.

Das preiswürdigste Essen bei Peter Rump. Deutsche Küche. 1508 Dodge Straße, 2. Stock. tf

Fahrneys Alpenkräuter.

Fahrney's Alpenkräuter, Magen-Stärker und Heil Oel zu haben bei Frau Fischer, 1211 Chicago Str., Tel Douglas 5775. 11-5-18

Geprüfte Hebamme

Frau A. Szigetvary, 1822 Clark Straße. Tel. Web. 1579. 1-28-19

Automobil-Lackierer.

Hochgradiges Lackieren von Automobils; alle Arbeit preiswert.—Wm. Gundlach, 2104 Cuming Str., Omaha. Tel. Dougl 7758. 1-26-19

Glück bringende Trauringe bei Brodegaards, 16. und Douglas Str.

Detektivs.

James Allen. — 312 Neville Bldg. Beweise erlangt in Kriminal- und Zivilfällen. — Alles streng vertraulich. — Tel. Tyler 1136. Wohnung, Douglas 802. —tf.

Elektrisches.

Gebrauchte elektrische Motoren.—Tel. Douglas 2019. Le Bron & Gray, 116 Süd 13. Str.

Advokaten.

H. Fischer, deutscher Rechtsanwalt und Notar. Grundakte geprüft. Zimmer 1418 First National Bank Building.

REPARATUREN
für
Oefen, Furnaces u. Dampfkessel
OMAHA STOVE REPAIR WORKS
1206-8 Douglas Str. Phone Tyler 20

Dr. Harold Thomsen
Deutscher Zahnarzt
Scribner, Nebr.
Nachfolger von Dr. Bois

Politische Anzeigen.

Stimmt für
J. H. CRADDOCK
Architekt.
Demokratischer Kandidat für
Staats-Senator
Mitglied der letzten Nebraska Legislatur.
Mitglied des „Ways & Means" Komitees, „Fees and Salaries" Komitees und „Sitting"-Komitees.
Wahl am 5. November.